

Wulf Kirsten

Gespräch mit der Wasseramsel

Aufgezeichnet während des Hermann-Hesse-Stipendiums in Calw,
Mai bis August 1996

Mitten in einer geschäftstüchtigen Kleinstadt, die sich etwas auf Gelegenheiten zugute hält, bei denen Blasmusik für eine erhebende Grundstimmung sorgt. Und wenn grade mal nicht Blasmusik angesetzt ist, dann pulsiert halt das tägliche Leben auf der kleinen Flanierstrecke mit seinen atonalen Konzertstücken für Boschhammer, Steinsäge, Autoradio und hochfrisiertes Motorrad. Dagegen kommen die Straßenmusikanten nur schwer an. Sie müssen eine stille Stunde suchen, um sich der Stadt auch mitteilen zu können. Und wenn nicht sie auf dem Plan, findet sich zuguterletzt ein frommer Sänger, der sich von seinem Konfirmandenanzug nicht trennen kann, während ein Spannemann freigebig seine Traktate unter die glaubenshungrige Menschheit zu bringen sucht. Die Stadttürme sind durch ambulante Wachttürme ersetzt. Und sollte doch noch eine Lärmpause entstehen, weiß einer der auf Umsatzsteigerung bedachten Händler unter meinem Eckfenster für musikalische Erkennungszeichen aus der Konserve zu sorgen. Eine Intonationsfreudigkeit, die nicht nachläßt. So versichert sich das Städtchen seiner weltläufigen Lebendigkeit. Als ertrüge es die Stille nicht mehr, muß es sich mit Ohrwürmern verstopfen und betäuben.

Hochgehoben in einer blickreichen Mansardwohnung, die einige der die Stadt umzingelnden Berge in voller Schönheit sehen läßt, die ich mit den Augen nach Belieben abfahren kann, wenn nicht Nebel, wenn nicht Regendunst auf dem Kessel lastet. Die sich im engen Geviert verheddernden Bergfüße drücken die Stadt zusammen, machen die Giebel spitzwinklig und schmalbrüstig, schachteln die Häuser übereinander. Fällt man von einem der Orte hoch oben, wo immer ein frischer Luftzug über die Bergrücken streicht, wieder in die Stadt hinein, Etage um Etage, hat man das bange Gefühl, nie unten anzukommen, bis man plötzlich den Kirchturm tief unten aus dem Dächergewirr herausragen sieht und getrost sein kann, nicht ins Bodenlose zu fallen.

Sonntagmorgens am offenen Fenster sitzen, die Sommerwolken über die Bergkämme quellen sehen, mitten im Stimmengewirr, das da so ungemein lebensstüchtig und flaniersüchtig in unbekanntenen Sprachen heraufdringt, als wollte es mich auf einen vorgeschobenen Posten des Orients versetzen. Und schon wieder hagelt es einen Trommelwirbel in die Schreibmaschine, die sich die Sätze nur widerwillig abkaufen läßt.

Jeder Stadtgang, jede Abschweifung in die umliegenden Seitentäler, Schluchten und Mulden, die das abfallende Schwarzwaldterrain kerben, läßt sich nachschmecken und vor dem inneren Auge wie ein Film entrollen. Der Gang über den Markt am Sonnabendvormittag muß mehrfach wiederholt werden, bis sich die Turbulenzen verinnerlicht haben. Mehrfach spreche ich vermeintliche Verkäufer an, die sich entschuldigend als Käufer zu erkennen geben. Eine schöne, ungemein stimulierende Angleichung und Vermengung, die zur sommerlichen Überfülle paßt, die da angeboten wird, kunterbunt und farbenprächtig. Ein türkischer Händler, dem das Silbergrau vornehme Würde attestiert und dem das Schicksal just eine schlichte Markttafel zugewiesen haben muß, häuft sorgenvoll seinen üppigen Kirschberg, schaufelt ihn mit beiden Händen um, preist seine Ware, preist sie beredt, obwohl diese sich ihre Qualitäten selbst bescheinigt. Aber die Käufer halten sich zurück. Kirschen die Fülle an jedem Stand, spezifiziert nach ihren Herkunftsländern.

Werden diese Kirschen wirklich noch immer an Bäumen gezüchtet, so wie ich es aus Kinderzeiten kenne, als die Korona eines Dorfes der Selbstbedienung vom Baum huldigte?

Eben fuhr einer, dem ich ungeniert auf die Wagenladung sehen konnte, zerschnittene Thujabäume vorüber. Weiß der Himmel, was das zu bedeuten hat. Immerhin keine Quittenbäume, die fast in jedem Garten zu sehen sind, meist dick vermoost. Und von Gärtnern aus Liebe bestellte Flecken am Berghang, mitunter nicht größer als ein Schnupftuch, sind allenthalben zu bewundern, sei es jenseits der Bahnlinie, sei es im Altstadtgewinkel, sei es an einer der langen Stiegen, die schroff in die Stadt hineinführen. Gleich wird eine Sirene aufheulen. Gleich wird es dreizehn schlagen vom Kirchturm, wenn ich mich nicht verzähle. Eckensteher legen es darauf an, Wurzeln zu schlagen. Aber vielleicht langweilen sie sich nur. Ich will das lieber nicht ergründen, da es mir nicht zusteht, mich in innerstädtische Angelegenheiten einzumischen, um nicht in Versuchung zu geraten, den einzigen Straßenkehrer mit guten Ratschlägen und einem stabilen Breitkehrbesen zu versehen. Ich will mir partout nicht einbilden, alles besser zu wissen, auch wenn mit Händen zu greifen, was zu bessern wäre.

Hier also bin ich in einer schwäbischen Kleinstadt am Schwarzwaldrand gelandet, die ich längst kenne, ohne sie vorher je betreten zu haben. Aus den Erzählungen Hermann Hesses und einigen seiner Romane wußte ich ja längst bestens Bescheid. Ich nutze den Lokaltermin, um wiederzulesen, um mich und den Ort zu prüfen,

zu fragen, wie find ich mich wieder in Calw an der Nagold. Kupferschmied, Schlosser, Schmied, Schneider sind aus der Stadt verschwunden. Eben ist der letzte Ofensetzer aus der Innenstadt ausgewandert. Der letzte Weißgerber hat sein Gewerbe an den Nagel gehängt. Immerhin, wer will, wer weiß und es sich traut, in der aufgelassenen Werkstatt zu geisternd - das Haus am Wasser steht leer -, vermag noch den verblichenen Geruch eines Bündels gegerbter Schafvliese in die Nase zu leiten. Auf der steinernen Brüstung die Reste des Sandsackwalls, der gegen das Hochwasser errichtet werden mußte. Der Sand rieselt aus den zermorschten Säcken. Die Sanduhr läßt sich leicht hinzudenken. In einer der Gassen hält sich ein Schreinermeister. Eines Abends lesen wir gemeinsam die um sein Haus wüst verstreuten Fetzen einer bunten Werbeschrift auf. Und nun weiß ich, warum das enge Städtchen, das seit fünfzig Jahren wieder seine zum Alphabet der Stadt gereihten Fachwerkfassaden präsentiert, kein Ort für Handwerker mehr ist. Die Fahrzeuge sind kaum durch die verwinkelten Gäßchen zu bugsieren. Allenthalben fehlt es an Lagerplätzen für das Material, wenn schon die Werkstatt vorhanden ist. Auch er weiß, daß er der letzte Meister seiner Zunft hier ist. Seine Söhne studieren.

Noch Georg Schwarz wußte in seinem Gedicht auf die Hesse-Stadt zu berichten: "Calw, das an der Nagold liegt, / Riecht erfrischend nach Gerbereien, / Man sieht einen Tapezierer im Freien, / Der geborstene Sofas stopft / Inmitten von Seegrass und Geflecht, / Bis in die Gassen hört man den Specht, / Der droben im Wald an die Stämme klopft." Von der altehrwürdigen Gewerkevielfalt, die einst den Ort prägte, ist nichts mehr zu finden. Wohl aber meldet sich gelegentlich, wenn ihn die Blasmusiker und Trommler nicht niederkonkurrieren, der Specht. Auch Turmfalken und Mauersegler beleben das Stadtbild. Kaum hatte ich die Stadt betreten und den Fluß im Blickfeld, meinte ich eine Schwalbe in den Wassermassen absaufen zu sehen. Aber der Vogel hatte mich genarrt, denn er tauchte wieder auf - nach geraumer Zeit. Da wußte ich, die heimliche Wasseramsel probt ihre Urbanisierung. Warum nicht. Fortan sah ich flußauf, flußab Wasseramseln schwirren, im Mühlentunnel verschwinden, Tauchkünste vollführen, Junge füttern. Eines Tages sah ich die Brut aufschwirren, dicht über den Spiegel hin schießen, schwalbenähnlich, aufgestoben, stadtaus an stillere Flußstrecken. Einmal, eines Morgens, und dann nicht wieder. Ich stand an der Brückenbrüstung neben der Kapelle, sah auf die Flußinsel, von der aus Hesse ins Wasser gesprungen war, an der die Flöße vorbeigeschwommen sind. Ein Stück flußauf befand sich die Werkstatt, in der Hesse sich ein Jahr als Mechanikus im Blauen Heinrich versuchte. Erinnerungszeichen die Menge. Längst aufgelistet im "Marbacher Magazin", an dem der Stadtarchivar Paul Rathgeber, dem ich ein Privatissimum in Stadtkunde zu danken habe, mitgearbeitet hat.

Hermann Hesses Prosa-Elegien nach langer Zeit wiederlesend und sein Gerbersau mit den Füßen nachzeichnend, frage ich mich, was hat mich damals, als ich in meiner Lebensnot und Lesewut alles Gedruckte unersättlich in mich hineinstopfte, so für Hesse eingenommen, so für ihn glühen lassen, daß sich Wallungswerte entwickelten, die mich zu schwärmerischen Leserbriefen nötigten? Zunächst wohl doch die Brüche in meine Biographie, der nicht eben rühmliche Abgang von der Oberschule nach knapp zwei Jahren und der Wechsel in die Mehl-Branche. Das Unvermögen, aus einer bedrückenden Lebenswelt auszubrechen, in der das Lesen von Büchern mit Faulheit gleichgesetzt wurde. Eingetrichtert zu bekommen, ein unpraktischer Mensch zu sein, ein Taugenichts. In der ortsüblichen Lautung "ä Doochenischd". Dazu eine horrende Unfähigkeit, sich selbst zu bestimmen, eine Lebenslinie eigen händig zu ziehen. Nicht wissen, wohin. Traumberuf Teegärtner.

Wie ein Schiffbrüchiger auf einer Woge von Bekümmernissen schwimmend, ohne ein Ufer zu sehen, verfiel ich weißnichtwie als Leser der Stadtbücherei Meißen auf Hesse, vielmehr verfiel ich ihm. Las "*Hermann Lauscher*", "*Knulp*", "*Der Lateinschüler*", "*Unterm Rad*", als wären diese Bücher eigens für mich geschrieben worden.

Hesse schickte Privatdrucke oder ließ mir via Suhrkamp-Verlag einige seiner Bücher zugehen. Der erste dieser Drucke enthält die 1955 entstandene Erzählung "Ein Maulbronner Seminarist". Schwer zu beschreiben, wie hoch mich solche Post aus meiner dörflichen Lebenswelt heraushob, wie stark dieses Echo aus der Schweiz in mir widerhallte, wie es stimulierte, Hesse-Bücher zu suchen, alles von ihm lesen zu wollen. In diesen Jahren erschienen auch die ersten Einzelausgaben von ihm in der DDR. Schlichte Umschläge, spartanisch ausgestattet, darunter hellgrünes Leinen. Von Mal zu Mal glückte mir das verwegene Spiel, eines Exemplars teilhaftig zu werden, mitunter war es das einzige, das dem Buchhändler zugebilligt wurde. Um so kostbarer dann der Besitz. Anhand der Poststempel vermag ich zu rekonstruieren, daß die Phase schwärmerischer Verehrung, die obsessive, unmittelbare Dichter-Leser-Beziehung von 1955 bis 1961 währte. In den siebziger und achtziger Jahren sollte ich erneut in ein näheres Verhältnis zu Hesse treten. Als Lektor im Aufbau-Verlag, in der Weimarer Dependance, wo das "kulturelle Erbe" mehr oder weniger heftig gepflegt wurde, erhielt ich, ohne zu wissen, wie mir geschah, bei einer Verteilungsrunde Hesse zugewiesen. Fortan

oblag es mir, bis zu meinem Ausstieg 1987, ihn zu betreuen und zu vertreten, das hieß, für ihn einzutreten, was just in seinem Fall nicht so ganz leicht war, da die kulturpolitischen Zwänge, das Auferlegte, und die Nachfrage eklatant auseinanderklafften. Die Buchhändler, deren zentrale Zuteilungen von einem restriktiven Schlüsselprinzip abhingen, wußten sich in ihrer Not keinen anderen Rat, als Phantasiebestellungen aufzugeben. Bestellten sie etwa die zehnfache Menge des geschätzten Bedarfs, konnten sie bestenfalls damit rechnen, einige wenige Exemplare zugebilligt zu bekommen. Der Lektor konnte, nein: mußte versuchen, immer wieder Neu- und Nachauflagen ins irrwitzige Planspiel zu bringen, wohl wissend, daß er bei den Tonnagekämpfen, wie sie in einer Mangelgesellschaft unausbleiblich sind, nicht gefragt wurde, sondern Absetzungen, Verschiebungen, Streichungen hinzunehmen hatte. Und weil diese Art von Hesse-Editionen, die in Lizenz zu nehmen waren, glücklicherweise Geschichte sind, hat es auch wenig Sinn, jenem Berg von Buchprojekten nachzutrauern, den man von Planungsrunde zu Planungsrunde wie einen immer größer werdenden Schneeball vor sich her wälzte, und aufzulisten, was gewesen wäre, wenn... Dennoch kam in zu großen Abständen das eine oder andere zustande und durfte tatsächlich Buch werden. So der für ein dezidiertes Hesse-Bild unverzichtbare Briefwechsel mit dem Leipziger Schriftsteller, Literaturkritiker und engagierten Sozialdemokraten Heinrich Wiegand, von Klaus Pezold sorgfältig ediert. Immerhin die einzige Hesse-Ausgabe, an der ich als Lektor mitwirkte, die im Calwer Hermann-Hesse-Museum präsent ist. Den Beginn einer größeren Sammlung bilden die von Fritz Hoffmann zusammengestellten und herausgegebenen drei Bände "Über Literatur" (1978, 725 Seiten), "Bilderbuch der Erinnerungen" (1986, 570 Seiten) und "Die blaue Ferne. Reisebilder und Naturbetrachtungen" (1989, 700 Seiten).

Nachdem immerhin einige der wichtigsten Romane von "*Peter Camenzind*" bis zum "*Glasperlenspiel*" wenigstens in einer Auflage erschienen waren, sah ich es als überfällig und vordringlich an, Hermann Hesse als Meister der kleinen Form, vielfältiger Betrachtungen und Aufzeichnungen, vorzustellen, in thematischen Gruppierungen Überblicke zu ermöglichen. Kurz den Blick darauf zu lenken, daß seine erzählerische Größe auch darin besteht, wie er die kleinen Formen kultiviert hat. Der vierte Band hätte politische Schriften vorgestellt. Eine heiße Kartoffel, die lange, zu lange gerollt wurde. Allein die drei Erscheinungsjahre sollen verdeutlichen, wie randläufig Hesses "Erbe" in die Planpositionen eingerückt wurde und wie mühsam das Geschäft der "Betreuung" war. Dennoch bin ich dankbar für diese zweite Stufe meiner Hesse-Rezeption, die es mir ermöglichte, Hesse wiederzulesen, diesmal aus kritischer Distanz, und ihm dabei näherzukommen.

Und nun: die Gelegenheit zu einem dritten Anlauf, zu einer Repetition ganz anderer Art. Lokaltermin in Calw. Auf der Suche nach Erkennungszeichen. Die Vergegenwärtigung von Schauplätzen und Gestalten im Wiederholungsfalle zum Zwecke des Vergleichs. Nun weiß ich, wo Hesses Vater stand und dem Sohn zuwinkte, wenn er aus Maulbronn mit der Bahn zurückkehrte. Die schlichte Holzveranda über dem uniformierten Drogeriemarkt, der sich in die eingeschobenen Betonkloben gar nicht unpassend einfügt, steht noch unversehrt am Schienenstrang, der das Städtchen im schwäbischen Hinterland mit der Welt verbindet. Nur der schöne Bahnhof, sechseinhalb Minuten (für Fußgänger) vor der Stadt gelegen, nagoldaufwärts, wurde außer Betrieb gestellt und steht nun wie ein ausrangierter Waggon auf dem Stumpfgleis tot herum.

Den Aufstieg an der Felswand, den Hesse in der Erzählung "*Der Zyklon*" so anschaulich beschreibt, kann ich von meinem Quartier aus leicht ausmachen, allerdings scheint er keine Nachfolger gefunden zu haben, die es reizen würde, ihre Jugend in Hesses Fußstapfen zu setzen. Der Wirbelsturm, den Hesse beschreibt, überfiel die Stadt am 1. Juli 1895. Die Regionalhistoriker haben da ganze Arbeit geleistet, nicht nur in diesem Punkt. Hesse befand sich während des verheerenden Unwetters, das über das Tal hinwegwalzte, im Gelände der noch immer berühmten Calwer Decken- und Tuchfabrik. In einem zur Fabrikantenvilla gehörenden Gärtnerhaus war 1890 Rudolf Schlichter zur Welt gekommen, der später als Zeichner und Maler von sich reden machen sollte, während seine literarischen Leistungen bis heute nur wenigen Kennern etwas bedeuten. Sein Blick auf die Vaterstadt ergänzt und bestätigt Hesses Bild von Gerbersau, auch wenn er sozial ganz anders akzentuiert ist und der Autobiograph Schlichter den fatalen Hang hat, bei seinem "Griff ins volle Menschenleben" in fäkalischen Wonnen zu schwelgen. Auf einer der felsigen Kuppen über dem Krankenhaus müssen auch die pyromanischen Freudenfeuerwerker ihre Raketen gezündet haben, von denen Hesse mehrfach mit so bemerkenswerter Akribie berichtet, daß man auf den Gedanken kommen könnte, die obsessive Pyromantik, die Hesse seinem jüngeren Bruder zuschreibt, habe ihn selbst mindestens ebenso begeistert und beflügelt.

Lese ich jetzt nach Jahrzehnten wieder einmal im "*Knulp*" nach, zunächst, um mir die Schauplätze zu vergegenwärtigen, sehe ich die Gestalt des Landstreichers und gesellschaftlichen Versagers als eine glänzend gelungene Kunstfigur, ein Selbstporträt in futurum: also auch so etwas wie ein Schreckbild, auch wenn da noch eine gehörige Portion romantischer Verklärung und eine daraus abzuleitende Larmoyanz im Spiel war. Das hätte aus mir (in den Augen der Familie wie der Stadtbewohner) Lebensuntüchtigem werden

können, der nicht weiß, was er werden will, weil er noch nicht weiß, wer er ist. KNULP - eine zu Ende gedachte Möglichkeit drohender Lebensform. Sicher ist Knulp daneben, darüber hinaus auch ein Nachfahr von Eichendorffs "Taugenichts". Nach der wiederholten Lektüre der Gerbersau-Erzählungen und -Erinnerungsstücke vermag auch ich nur zu wiederholen, was immer wieder konstatiert wurde: Das schönste Denkmal, das der Erzähler seinem Geburtsort setzte, ist die 1907 entstandene Erzählung "Schön ist die Jugend", die sich wohl am dichtesten an die eigene Biographie hält. Ein Dreißigjähriger, der sich als einer ausgibt, der nach Jahren der Abwesenheit vom Mondgebirge heimkehrt wie weiland Abu Telfan. Ein Heimkehrer, der Lebenserfahrungen im Gepäck hat, weltläufig geworden ist und der kleinstädtischen Enge entwuchs. So vermag er aus der Distanz eines Abgeklärten mit großer innerer Ruhe und Gelassenheit auf sich und die Stadt zurückzublicken. Diese Haltung gibt der Prosa ihre Konsistenz. Geblieben ist jedoch die elegische Grundströmung und das unnachahmliche Glissando im mundgerecht geformten Sprachfluß. Eine Prosa, die auf die Novellistik des 19. Jahrhunderts baut, ihr vertraut als tragendem Grund, aber vor allem bei Gottfried Keller Maß genommen hat. Auch wenn das schwäbische Seldwyla nun nicht mehr im "scharfen Schnitt" gesehen wird wie "*Unterm Rad*", wird Calw nie ein Orplid. Viele der Schauplätze zwischen dem Ausflugslokal "Bleiche" im Schweinbachtal und der "Marmorsäge" im Teinachtal, in der noch immer Marmor gesägt und geschliffen wird, sind leicht zu finden, andere nur mit Hilfe eines kundigen Thebaners ausfindig zu machen. Das Haus allerdings, in dem sich voreinst jener Buchhändler etabliert hatte, bei dem Hesse sich erkühnte, eine Heine-Ausgabe zu ordern, trägt noch keine Gedenktafel. Damals sorgte der entsetzte Buchhändler dafür, daß Hesses freventliches Begehren Stadtgespräch wurde. So wie die Weimarer Bürger vorzeiten ihren Sprößlingen drohten: "Wenn du nicht folgst und artig bist, kommst du ins Bauhaus", hieß es vor hundert Jahren in Calw: "Wenn du in der Schule nichts lernst, wird aus dir solch eine verkrachte Existenz wie Hermann Hesse." Eigenartig, daß es gerade immer wieder die angeblich so Lebensuntüchtigen, Unpraktischen, dem Geschäftsgeist abgeneigten, also die Außenseiter sind, die Zeugnis abzulegen vermögen für ihre Lebenswelt und Zeit.

Die Eigenschaften, die Hesse dem Zwischenhändler und Agenten Joseph Giebenrath zuschreibt, waren pars pro toto gemünzt. Mein Sommeraufenthalt in Calw war zu kurz, um zu ergründen, ob Mentalität und Stadtgeist das Jahrhundert Zwischenraum unbeschadet überstanden haben. Die "herzliche Verehrung des Geldes", von der Hesse in ironischer Entfremdung des Anderen berichtet, dauert in alter Herzlichkeit an, wie andernorts auch. Wenn sich ein Spezifikum gehalten hat, dann vielleicht doch jene pietistisch geprägte Bescheidenheit und Genügsamkeit, ein Sich-selbst-genug-Bleiben, das über die Jahrhunderte verinnerlicht, also vergeistigt wurde. Kleinstädter pflegen generell gegen alles, was ungewohnt ist, was von außen einströmt, mißtrauisch zu sein. Mag sein, daß der Jahresbedarf an Kunstgenüssen noch immer eine Liebhaberaufführung des Bürgervereins hinreichend abdeckt. Das Plakat im Schaukasten am Rathaus legt dies zumindest nahe. Demzufolge präsentierte eine Marionettenbühne im Frühjahr "Rotkäppchen".

Ich laufe die "Hundert Stäffele" hinauf und hinunter, zähle dabei bis hundertvierzehn und delektiere mich an den Gärten, die dem steilen felsigen Terrain abgerungen wurden, auch dies eine Lebensform der Bescheidenheit. Überhaupt wäre die Stadt gut beraten, wenn sie die Winkelwelt mit ihren Stäffeln und Stiegen samt der umliegenden Gartenwelt stärker als Kleinode der Lebenskultur und als tatsächliches Spezifikum des Altstadtkomplexes ins Bewußtsein zu heben und herauszustellen sich nicht genierte, nicht nur als touristisch gemünzte Spielwiese. An schönen Fassaden und Staffelgiebeln, wie Hesse sie nicht sehen konnte, ist wahrlich kein Mangel. Stehe ich an die Brüstung der Nikolausbrücke gelehnt, in der stillen, sehr unbescheidenen Hoffnung, die Wasseramsel zu einem Gespräch zu bewegen, bin ich Hesse am nächsten. Diesen Ort und diesen Standpunkt hat er über alles geliebt. Ich sehe ihn, ich sehe Schlichter auf eines der Flöße aufspringen und die Nagold hinunter treiben, heimlicherweise. So wie ich mich auf meinem sächsischen Dorf damit begnügen mußte, auf hochbeladenen Erntewagen als blinder Passagier mitzufahren, war das Brettende auch noch so kurz. Als Brückensteher nehme ich es gern auf mich, ein Hesse-Epigone auf Zeit zu sein.